

Rezensionen zum Thema
,Dimensionen von Gender Studies'

Christa Klein

Die Komplexität ist den Menschen zumutbar

Rita Casale/ Barbara Rendtorff (2008) Hg. Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript (266 S., 26,80 Euro).

„Was kommt nach der Geschlechterforschung?“ lautet die Fragestellung dieses Sammelbandes, der aus der Jahrestagung 2007 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft hervorging. Anders als der Titel es vermuten lässt, hat der Band keineswegs das ‚Ende‘ der Gender Studies zum Thema, sondern stellt eine deutsche Neuauflage des *Streits um Differenz* dar. Die Bilanzierung, kritische Reflexion und interdisziplinäre Diskussion bietet nicht nur einen Einblick in grundlegende Knotenpunkte feministischer Theoriebildung – darunter auch das ‚neue‘ alte Paradigma der Intersektionalität und das Verhältnis von Bewegung und Akademie; Partizipation und Dissidenz – , sondern verortet die jeweiligen Positionierungen und Entwicklungen auch historisch, kontextuell und disziplinär. Die elf Beiträge, von denen sechs jeweils aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive kommentiert werden, gestalten sich ebenso divers wie die Fachbereiche, denen sie entstammen.

Im Folgenden sollen nur drei Beiträge besprochen werden, welche die Spannweite der nun schon zwanzig Jahre anhaltenden Diskussion um ‚Gender‘ bzw. ‚sexuelle Differenz‘ verdeutlichen. Gemeinsamer Bezugspunkt ist Joan Scotts kritischer Rückblick auf die Geschichte der Kategorie Gender (Scott 2001), in dem sie fragt, ob ‚Gender‘ angesichts veränderter Umstände immer noch „die nützliche Kategorie, die sie einmal war“, darstelle.

Claudia Opitz liest Scott dahingehend, dass die zentrale Unzulänglichkeit der Kategorie ‚Gender‘ die „Weigerung, sich auf das körperliche Geschlecht einzulassen“ sei (19). Der von Scott im Anschluss an ihre Kritik vorgestellte Analysezugang, die Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ als *phantasies*, Identifizierungen, „Ideale zur Regulierung und Kanalisierung von Verhalten, nicht aber empirische Beschreibungen tatsächlicher Personen“ (Scott 2001, zitiert in ebd.: 20) aufzufassen, ist für Opitz nichts anderes als das, was „die frühe Frauenforschung – als ‚weibliche Erfahrung‘ vs. ‚gesellschaftliche Norm‘“ (20) schon erfolgreich analysiert habe. Aus dieser Gleichsetzung resultiert ihr Vorwurf der „Geschichtsvergessenheit“ (ebd.): Postmoderne Zugänge begreift sie als „radikal ahistorische[n] Projekt“, das „wenig mit ‚revolutionärer‘ oder kritischer Wissenschaftspraxis (...), sondern eher mit intellektueller Feigheit“ (23) zu tun habe. Neuere Einsichten der Geschlechterforschung erwiesen sich, „bei genauerem Hinsehen als wenig radikale und weiterführende Tendenz zur Repetition, als Attitüde“ (23). Die von Opitz hier vorgeschlagene historische Perspektive macht so den reflexiven metahistorischen Perspektivenwechsel nicht für eine de- und rekonstruierende historische Analyse fruchtbar, sondern lehnt ihn – ohne sorgfältig hinzuschauen – als gefährlich und geschichtsvergessen ab. Diese Lesart verdeutlicht die anhaltende Rezeptionssperre historischer Geschlechter-

forschung im deutschsprachigen Raum, die aus der Überzeugung rührt, dass Geschlechterhierarchien unter diesem Paradigma nicht zu begreifen seien.

Edgar Forster hingegen liest Scotts skeptische Betrachtung der Kategorie ‚Gender‘ genauer: Mit ihrer Kritik verweise Scott auf die Untauglichkeit dieser Kategorie, „den extremen Behauptungen der Evolutionspsychologie theoretisch stichhaltige Argumente entgegensetzen zu können“, was mit der „mit ihrem Gebrauch verbundene[n] Weigerung (was einst ihre Stärke gewesen sei), sich auf das körperliche Geschlecht einzulassen“ (201), zusammenhänge. Der Grund für die Änderung von Scotts Auffassung liege eben nicht darin, dass die Erkenntnisse über die soziale Konstruktion Gender etwa widerlegt worden wären, obsolet geworden seien oder zu Aporien führten. Vielmehr sei der „Ansturm soziobiologischer Behauptungen, die aus anatomischen Geschlechtsunterschieden soziale Ordnungen ableiten und einen *backlash* orchestrieren“ (200) so immens, dass sie Scott zu einer Reflexion der Schlagkraft dieses Begriffs und seiner Funktion als politische Waffe führten. Forsters anschließende genealogische Analyse erweitert die epistemologische Problematisierung des Begriffs ‚Gender‘ um die politische Dimension: „Gender auf der epistemologischen Ebene zu problematisieren, bedeutet, daraus ein Problem der Repräsentation zu machen“ (203). Dies ermöglicht ihm aufzuzeigen, dass die Gründe für die Abnutzung der Kategorie Gender in ihrer Transformation vom Begriff zur Proposition, von der Artikulation zur Repräsentation, vom kritischen Analyseinstrument zur Differenzkategorie zu finden seien.

Astrid Deuber-Mankowsky schließt an diese Lesart an: Scotts Kritik an dem Begriff ‚Gender‘ ziele auf den Zusammenhang einer reduktionistischen Verwendung von ‚Gender‘ als Synonym für Frauen und Männer und biologistischen Auslegungen von Gender. Deuber-Mankowsky versucht daraufhin eine Alternative zu formulieren, welche die Kategorie ‚Gender‘ „entgegen Scotts Bedenken doch zu der anstehenden Arbeit einer Kritik der reduktionistischen Spielarten biowissenschaftlicher, neurobiologischer und neodarwinistischer Theorien“ (188) befähige. Sie plädiert dafür, sex und gender, das biologische und das kulturelle Geschlecht, als zwei unterschiedliche miteinander verflochtene Wissenssysteme zu begreifen, sich der Gender-Paradoxie bewusst zu sein und nicht danach zu fragen, ob, sondern *wie* wir (Geschlecht) wiederholen. Ihr Analysekonzept entwickelt sie im Anschluss an H.-J. Rheinberger und begreift Gender als eine Frage des Wissens: „Gender löst sich dabei von dem Konzept der Genderidentität und wird zu einem epistemischen Ding, einem Objekt des Wissens, das Wissen zum Objekt des Begehrens und die Erkenntnis zur Übung selbst“ (182). Damit entwirft sie ein Konzept, das sich vom klassischen Repräsentationsdenken ablöst und es ermöglicht, „vermeintlich natürliche Gegebenheiten mit ihrer Medialität und ihrer spezifischen Geschichtlichkeit und ihren Ursprüngen aus Wissenschaften, Ökonomie und Technik“ zu (184) konfrontieren. Die Materialität von Gender werde damit nicht marginalisiert, sondern erweise sich immer wieder neu, kontingent und widerständig in der Variation, Verfehlung und Differenz der Wiederholung. Das hier entworfene Modell wird damit seinem Anspruch gerecht, „weder die Genderforschung noch die Wissenschaften, noch unsere technischen Lebensformen in einer reduktionistischen Darstellung zu

verkürzen“ (187). Gleichzeitig ist es dementsprechend komplex. Der Frage der Vermittelbarkeit begegnet Deuber-Mankowski mit ihrer Beobachtung „Die Komplexität ist den Studierenden zumutbar, wenn sie nur zu einem besseren Verständnis der Gegenwart führt“ (181). Diese Feststellung, die unter neuen Vorzeichen Ingeborg Bachmanns 1959 geäußerte Forderung „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ wiederholt, ist und bleibt wohl gemeinsamer Horizont und Hoffnung feministischer Frauen- und Geschlechterforschung, die stets – und das verdeutlicht auch dieser Sammelband – vielfältig verschieden, dynamisch und komplex ist.

Ursula Degener

Wider die Hierarchisierung der Wissensformen?

Angelika Wetterer (2008) Hg. *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. (301 S., 24,90 Euro).

Der viel versprechende Begriff des Geschlechterwissens, 2003 von Irene Dölling geprägt, hat sich nach einer Reihe von Konferenzen und Tagungen zum Thema einen sicheren Platz im Werkzeugkasten vieler GeschlechterforscherInnen erobert. Der vorliegende Aufsatzband, der von Angelika Wetterer herausgegeben wird, dokumentiert zwei dieser interdisziplinären Tagungen, in denen Bedeutung und theoretische Grundlagen, aber auch das Verhältnis zwischen sozialer Praxis und unterschiedlichen Arten von Geschlechterwissen am Beispiel verschiedener Professionalisierungsprozesse diskutiert werden.

Der Begriff des Geschlechterwissens ermöglicht die differenzierte Analyse von Verständigungsschwierigkeiten zwischen Geschlechterforschung, Gleichstellungspraxis und allgemeineren kollektiven sowie individuellen Wissensbeständen zum Thema Geschlecht, indem er dementsprechend drei Formen von Geschlechterwissen unterscheidet: das wissenschaftliche, das ExpertInnen- und das alltagsweltliche Geschlechterwissen (49-57). Weitere Differenzierungen erhöhen das analytische Potenzial des begrifflichen Instruments noch darüber hinaus: Die Soziologin Angelika Wetterer liest Stefan Hirschauers Unterscheidung zwischen diskursivem, praktischem und visuellem Wissen sowohl als Vorläuferin wie auch als Anregung zur Weiterentwicklung der Geschlechterwissen-Typologie. Mit Dölling unterteilt Wetterer Geschlechterwissen auch in kollektives, biografisches und feldspezifisches Wissen. Diese Unterscheidungen erklären der akademischen Öffentlichkeit die Beharrlichkeit traditioneller, vorreflexiver Vergeschlechtlichungspraktiken im Alltag und umgekehrt die alltagsweltliche Bezuglosigkeit einiger Konstruktivismen. Latent vorhandene und inkorporierte Wissensbestände traditioneller Geschlechterordnungen sorgen dafür, dass explizites und diskursfähiges Geschlechterwissen über Emanzipation und Individualisierung in der Praxis nicht zum Tragen kommt

(„rhetorische Modernisierung“, 44 f). Sie helfen außerdem gerade durch das Aufzeigen der unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen, das politische Potenzial und die gesellschaftliche Wirkung von akademischer Forschung, gesellschaftlichem Wandel und Gleichstellungspolitik zu erkunden, und in der heutigen Wissensgesellschaft strategisch zu nutzen. Das Buch möchte dabei keinesfalls zur Hierarchisierung der verschiedenen Wissensformen beitragen, was einem Besser-Wissen oder Belehren gleichkäme, sondern lenkt den Blick auf die qualitativen Unterschiede zwischen akademischem, ExpertInnen- und Alltagswissen über Geschlechter (19).

Die Einleitung der Herausgeberin zur Geschichte des Begriffs Geschlechterwissen wird im ersten Teil des Aufsatzbandes, der theoretische Zugänge zu Geschlechterwissen erschließen soll, mit einem weiteren Artikel von Wetterer zu Typologien des Geschlechterwissens fortgesetzt. Die beiden Aufsätze bieten eine spannende und äußerst anregende Zusammenstellung, Einordnung und Weiterentwicklung verschiedener Beiträge zur Diskussion über den Begriff. Auf diesen Überblick folgen Beiträge zu verschiedenen Typen des Geschlechterwissens; mit dem latenten und inkorporierten sowie dem visuellen Wissen sind hier vor allem die in der Forschung bislang vernachlässigten Formen vertreten.

Die Philosophin Silvia Stoller beschäftigt sich aus der Perspektive der Phänomenologie Husserls und Merleau-Pontys mit dem latenten oder vorreflexiven Geschlechterwissen, das sich allerdings, würde man diesen Theoretikern folgen, nicht in Zweigeschlechtlichkeit erschöpfe, sondern dieser eher noch vorausgehe, da es sich um ein anonymes, ein nicht benanntes Wissen handle (76 f). Stefan Hirschauer hingegen sucht die „Somatisierung des Wissensbegriffs“ (82) voranzutreiben, um den „intellektualistischen Bias“ (85) der geisteswissenschaftlichen Grundhaltung zu korrigieren. Eindrücklich wird die Bedeutung des Körpers als Träger von Wissen, aber auch als Kommunikationsmedium über Haltung, Gestik, Mimik und Blick geschildert. Die Unentrinnbarkeit aus visueller Kommunikation und die von ihr erzeugten „Evidenzen jenseits des Begründungszwangs“ (92) verdeutlichen die unmittelbare Wirkung dieser vor allem von den Sozialwissenschaften lange ignorierten Form des Wissens. Eva Flicker analysiert in einer Betrachtung der „Visualisierung von Geschlechterwissen im öffentlichen Raum“ eine Reihe bildlicher Darstellungen von Frauen- und Männerkörpern, vor allem in Form von Werbeplakaten. Der Beitrag erscheint zwar kaum als „theoretischer Zugang“, liefert aber eine interessante und durch die Visualisierungen erfrischende Analyse des werbestrategischen Umgangs mit gesellschaftlichen Spannungen in den Geschlechterverhältnissen. Flicker argumentiert, dass die analysierten Werbedarstellungen Bildwissen über Geschlechter auf humorvolle Weise aktualisierten, wenn auch mit unterschiedlichen Motivationen: Einige Plakate setzten dieses Wissen gezielt ein, um alltagsweltlich-latentes Geschlechterwissen zu stabilisieren, während andere bewusst subversiv die geschlechtstypischen Darstellungen unterliefen und damit auch mehrdeutige Codierungen auf verschiedenen Ebenen des Geschlechterwissens ermöglichten (119). Auf einem Werbeplakat von Iglo für Fischgerichte beispielsweise zeigen sieben Männer, auf dem Rücken liegend, ihre Unterhosen. Auf diesen sind

Kürzel der Wochentage abgedruckt – die Botschaft: Jeden Tag Fisch, hilft die sportliche Figur erhalten. Gleichzeitig handelt es sich um das Zitat einer älteren Werbung für Unterwäsche. Diese war kontrovers diskutiert worden, weil sich Frauen ausschließlich in durchsichtigen Strümpfen dem Betrachter präsentiert hatten. Die Visualisierung des Geschlechterwissens erfolgt auf mehreren Ebenen: Es wird einerseits mit der Konvention gebrochen, nur Frauen müssten auf ihre Figur achten (Alltags-Geschlechterwissen). Andererseits wird gleichzeitig die sexistisch-voyeuristische Darstellung der zitierten Werbung kritisch kommentiert, besonders, da die Männer keine Models, sondern bekannte Skisportler sind (Kontext- und ExpertInnen-Geschlechterwissen).

Der zweite, weitaus größere Teil des Bandes stellt eine große Vielfalt empirischer Erträge aus der Professionalisierungsforschung verschiedener Disziplinen vor. Karin Sardadvar zeigt, wie werdende Mütter verschiedene Wissensformen über Geschlecht und Schwangerschaft strategisch und auch instinktiv nutzen, um beunruhigendes Wissen zu verdrängen oder Erwünschtes zu bestätigen. Außerdem können Wissensbestände über Schwangerschaft, Fruchtbarkeit und Geburt geschlechtsspezifisch kodiert werden, um „Verantwortlichkeit“ zuzuordnen oder von dieser abzulenken. Torsten Wöllmann beschreibt daran anschließend, wie das neue medizinische Fach der Andrologie, das der historischen Besonderung der Frau im Fach Gynäkologie etwas entgegensetzen sollte, Zweigeschlechtlichkeit verfestigt und diese mit der Anwendungs- und Klientelorientierung des expandierenden Gesundheitsmarktes möglicherweise noch verstärkt.

Tanja Paulitz weist im ersten Beitrag zum Verhältnis von Professionalisierung und Geschlechterwissen in der Geschichte nach, dass „die männliche Codierung von Technik“, wie sie vor allem auch in der Geschlechterforschung noch immer selbstverständlich angenommen wird, historisch eine Reihe von Brüchen und Divergenzen aufweist. Ihre Quellen sind ingenieurwissenschaftliche Fachdiskurse um 1900 herum. Mit Judy Wajcman schlägt sie vor, der Ko-Konstruktion von Technik und Sozialem nachzuspüren, um die Konstruiertheit der Allianz zwischen Technik und Männlichkeit sichtbar zu machen. Die Historikerin Christina Altenstraßer berichtet über die Gefährdung des Habilitationsverfahrens einer Berliner Wirtschaftswissenschaftlerin in den 1920er Jahren. In dem umstrittenen Verfahren wurde der von der Habilitandin gewählte historische Ansatz der Nationalökonomie mit den Eigenschaften des weiblichen ‚Geschlechtscharakters‘ assoziiert und damit als unwissenschaftlich charakterisiert. Ein weiteres Verfahren passierte die Kommission unproblematisch, da die zweite Habilitandin sich des Ansatzes der theoretischen Ökonomie bediente und dabei aufgrund des mathematischen Charakters latent männlich codierte Wissensbestände aktualisierte (199).

Die folgenden Beiträge beschäftigen sich mit Geschlechterwissen und Professionalisierung aus aktueller Perspektive. *Gender Mainstreaming* wird in der öffentlichen Verwaltung häufig als organisationsfremd und als Verstoß gegen das Prinzip der Chancengleichheit wahrgenommen. Irene Dölling und Sünne Andresen erklären, dass eine gleichstellungspolitische Orientierung nicht ein-

fach per Weiterbildung verordnet werden kann, weil sie ein praktisches Wissen infrage stellt, das sich oft über lange Zeit und in einem komplexen sozialen Zusammenhang bewährt hat. Bärbel Könekamp argumentiert in ihrem Beitrag, dass das Alltags-Geschlechterwissen von Führungskräften bei IngenieurInnen und NaturwissenschaftlerInnen in Verbindung mit Annahmen über die Lebensführung die Aufstiegschancen von Frauen und Männern beeinflusst: Männer mit nicht berufstätigen Partnerinnen können durchschnittlich größeren beruflichen Erfolg vorweisen als Männer ohne Partnerschaft, stellt Könekamp in ihren Untersuchungen fest. Unreflektierte Annahmen über Lebensführung und Alltagswissen über Geschlecht könnten demnach die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt erheblich verstärken. Johanna Hofbauer berichtet über das Phänomen des *presenteeism*, der demonstrativen und häufig unproduktiven Anwesenheit am Arbeitsplatz jenseits der vorgeschriebenen Arbeitszeiten. Vorgesetzte verstünden diese Praxis häufig als Signal der zeitlichen Flexibilität ihrer Angestellten. Vor diesem Hintergrund erscheint jedoch, so Hofbauer, der regelmäßig als freiwillig interpretierte Ausstieg von Frauen aus dem Wettbewerb um Führungspositionen in anderem Licht. Sabine Blaschke analysiert das Geschlechterwissen von frauenpolitischen Expertinnen in österreichischen und deutschen Gewerkschaften. Auch der letzte Artikel von Anita Thaler, in dem die Ergebnisse von Fokusgruppendifkussionen mit IndustrieforscherInnen in verschiedenen europäischen Ländern zu Karrierechancen von Frauen und Männern vorgestellt werden, fördert ein interessantes Wechselverhältnis von latentem Alltags- und ExpertInnen-Geschlechterwissen zutage. Ein öffentlicher Diskurs über diese Thematik wie in Schweden begünstigt sicherlich die Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit, folgert sie, während selbst hier das Einfließen von unreflektiertem alltagsweltlichem Geschlechterwissen in Personalentscheidungen weiterhin Realität ist.

Am interessantesten erscheint der Begriff des Geschlechterwissens, wenn Dynamiken im Verhältnis verschiedener Ebenen von Geschlechterwissen analysiert werden. Besonders deutlich wird dies in den disziplinhistorischen Texten zu Brüchen in der geschlechtlichen Codierung der technischen Wissenschaften ebenso wie bei der Verknüpfung verschiedener Ansätze der Volkswirtschaftslehre mit Geschlechterwissen. Döllings und Andresens Artikel über den ‚Umbau‘ des Geschlechterwissens durch Gender Mainstreaming analysiert die engen Grenzen erzwungener Dynamik, und Thalers internationaler Vergleich von Gruppendiskussionen zu Karrierechancen eröffnet die Aussicht, dass aus der Erfahrung Anderer zu lernen wäre, wenn es darum geht, ExpertInnenwissen in Alltagswissen einfließen zu lassen. Ohne jede Hierarchisierung der Wissensformen hätte eben auch die gesellschaftspolitische Zielsetzung des Bandes aufgegeben werden müssen.

Helga Kotthoff

Gender im Gespräch

Ruth Ayaß (2008) *Kommunikation und Geschlecht*. Stuttgart: Kohlhammer (205 S., 18 Euro).

Ruth Ayaß hat eine informative Einführung in das sprachsoziologische und soziolinguistische Themenfeld von Kommunikation und Geschlecht verfasst, welche gegenwärtige Tendenzen und Debatten gut vermittelt.

Deutlich inspiriert ist das Buch durch Sichtweisen und Studien von Soziologen wie Erving Goffman und Harold Garfinkel, die schon vor dem Aufleben der neuen Frauenbewegung empirisch gezeigt haben, welche Konstruktionsleistung dahinter steht, dass Männer und Frauen sich in vielen Bereichen des Verhaltens voneinander unterscheiden und den Unterschieden im Alltag oft Relevanz zuschreiben.

In Anlehnung an Garfinkels ethnomethodologischen Ansatz und Goffmans interaktionssoziologische Studien wurde innerhalb der soziologischen und linguistischen Geschlechterforschung das Konzept des ‚doing gender‘ (West/Zimmerman 1991) entwickelt: d.h. die soziale Geschlechtszugehörigkeit wurde nicht länger als eine Angelegenheit des BEING, sondern primär des DOING betrachtet, wobei der sprachlichen Interaktion eine besondere Rolle zukommt. Ayaß beschreibt dieses Konzept des „doing gender“ wirklich sehr einführend, ohne beispielsweise zu problematisieren, welchen Grad an Salienz „doing“ haben muss, damit Forscher/innen ein Phänomen (oder geht es immer um Bündel von Phänomenen?) einem „doing“ zuordnen können. Im ersten Kapitel schließt Ayaß sich der in der Geschlechterforschung der letzten 10 Jahre verbreiteten Kritik an zu engen Aufeinanderbezug von „sex“ und „gender“ an.

Im zweiten Kapitel rollt sie die Geschichte der Beschäftigung mit Frauen- und Männersprachen und die Debatte um das Genus in der Linguistik auf. Für das Deutsche haben Senta Trömel-Plötz und Luise Pusch die in der Systemlinguistik vertretene These der Generizität des Maskulinums bei Personenbezeichnungen als erste angezweifelt. Trömel-Plötz (1978) beschrieb die Ambiguität des Maskulinums für viele Kontexte als nahegelegte Referenz auf männliche Wesen und das Verschwinden weiblicher Wesen in der mentalen Repräsentation. Das blieb nicht unwidersprochen. Ayaß diskutiert die Bemühungen der feministischen Linguistik auch im Rahmen der These zur sprachlichen Relativität, also der Prägung des Denkens durch die Sprache. Diese These gilt nicht uneingeschränkt und es ist deshalb berechtigt, die feministische Forderung der Beid-Nennung der Geschlechter in diesem Kontext zu beleuchten. Eine klare Antwort ist derzeit nicht möglich (und Ayaß gibt sie auch nicht).

Das dritte Kapitel ist dem Sprachvergleich und der traditionellen Soziolinguistik etwa eines William Labov gewidmet. In der Soziolinguistik ist vielfach belegt worden, dass Frauen sowohl auf der phonetisch-phonologischen, als auch

auf der morpho-syntaktischen Ebene mehr zur Standardvarietät neigen. Labov interpretierte diesen Befund dahingehend, dass Frauen, die häufig einen niedrigeren gesellschaftlichen Status innehaben, die Standardvarietät nutzen, um ein höheres Prestige zu signalisieren. Ayaß problematisiert diese Ergebnisse und geht ausführlich auf die Studie von Susan Gal ein, die das Sprachverhalten von Frauen und Männern in dem ehemals ungarischen, bilingualen Ort Oberwart mehr in den Zusammenhang mit ökonomischer Tätigkeit gestellt hat. Nachdem der Ort zu Österreich gehörte, gingen die Frauen viel stärker als die in der Landwirtschaft arbeitenden Männer zur deutschen Sprache über. Sie führten damit den Sprachwandel an, was primär der Tatsache zuzuschreiben ist, dass ihre Verbindungen zur deutschsprachigen Welt der Fabrikarbeit stärker waren. Sie markierten mit der Sprachwahl auch eine Ablehnung bäuerlicher Tradition. Sprachverhalten wird hier in einem sozialen Kontext untersucht, wofür Ayaß selbst auch mehrfach plädiert.

Das vierte Kapitel dreht sich um Gesprächsstile. Über den Stil werden verschiedenste Kategorisierungen und Selbstkategorisierungen vorgenommen, die wir innerhalb einer Kultur angemessen interpretieren können. Unterbrechungen galten in der frühen feministischen Linguistik als kompetitiver Eingriff in das Rederecht von anderen, als Zeichen von Machtausübung und dominantem Stil. Ayaß diskutiert verschiedene Untersuchungen zum Zusammenhang von Unterbrechung und Dominanzherstellung und kommt zu dem Schluss, dass die meisten Studien weder in gleichgeschlechtlichen noch in gemischtgeschlechtlichen Gesprächen einen signifikanten Unterschied in der Zahl der Unterbrechungen gefunden haben. Generell wird in der Konversationsanalyse die Überlappung von der Unterbrechung unterschieden, welche tiefer in die Struktur der laufenden Sprecheräußerung eingreift und darum als Verletzung des Sprecherwechselmechanismus betrachtet werden kann.

Mit den populären Büchern von Deborah Tannen geht die Autorin kritisch ins Gericht (fünftes Kapitel). Dass Frauen hauptsächlich im Gespräch Beziehungsarbeit leisten und Männer sich permanent in Konkurrenz zueinander begeben, hält Ayaß für zu dichotom veranschlagt.

Im sechsten Kapitel erfahren wir einiges über Sprechweisen in anderen Kulturen. Ayaß fasst berühmte Studien zusammen, wie z.B. Margaret Meads „Coming of age in Samoa“ und soziolinguistische Studien zu rituellen Angriffsspielen unter jungen Männern in den USA, in der Türkei und anderen Gegenden. Auch Beweinungs- und Lamentationsrituale, die in vielen Kulturen dieser Welt von Frauen dargeboten werden, wenn jemand gestorben ist, finden Erwähnung (darunter Studien der Rezensentin).

Im Kapitel sieben geht es um die ‚Geschlechterschlagseiten‘ der Medien. Ayaß führt die Leser/innen zunächst in Goffmans Werbungsanalyse ein, von der die Text-Bild-Forschung noch immer profitiert. Dann beleuchtet sie die Dramatisierung „tragischer Gefühlsstrukturen“ in Fernsehserien vom Typ „Dallas“,

die ein weiblich dominiertes Publikum haben. Auch das Medium Buch wird als genderisiert markiert – Frauen und Mädchen lesen bekanntlich mehr.

Im achten Kapitel wird die Zweigeschlechtlichkeit problematisiert. Gilde-meister und Wetterer haben Biologen gefunden, die Männlichkeit und Weiblichkeit als Kontinuum sehen. Dazu wäre für eine Rezension zu viel zu sagen.

Es freut mich, dass Ayaß so ausführlich auf die in feministischen Kontexten kaum erfolgte Rezeption von Garfinkels Studien eingeht. Vor allem Judith Butler habe davon profitieren können, dass sie sich seine Thesen von der Konstruiertheit des Geschlechts zuschreiben konnte (die Goffman und Garfinkel 30 Jahre früher bereits gezeigt hatten). Wie wahr! Interessant ist auch, wie Ayaß unter Rückgriff auf Ausführungen von Norman Denzin erläutert, wie Garfinkel selbst sich daran beteiligt hat, die transsexuelle Agnes als Frau zu bestätigen.

Im letzten Kapitel finden wir ein Plädoyer für die Aufgabe der Rede von einer „geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ zugunsten der Bezeichnung „geschlechtsdifferenzierende Arbeitsteilung.“ Das ist in der Tat zutreffender, generiert doch die Arbeitsteilung das kulturelle Geschlecht mit. Ayaß kritisiert auch zu Recht, wie ideologisch in vielen Wissenschaften mit der Dichotomie männlich/weiblich umgegangen wird. So spricht der Psychologe Geert Hofstede in seinen Büchern zur interkulturellen Kommunikation beispielsweise von „männlichen und weiblichen Kulturen.“ Japan will er mit höchst fragwürdigen Methoden als besonders männliche Kultur identifiziert haben. In einer Fragebogenstudie hätten sich die Japaner besonders mit „assertiveness, competitiveness und toughness“ identifiziert. Machart und Terminologie der Studie zeigt sie als gleichermaßen fragwürdig.

Das Buch endet mit dem Rat, in Zukunft zuerst Strukturen von Handlungsgemeinschaften zu beschreiben, bevor die Forscherin/der Forscher sich fragt, welche sozialen Kategorien in diesen Gemeinschaften in welchen Kontexten relevant gesetzt werden. Das ist gegenwärtig in der Soziolinguistik der von vielen favorisierte Ansatz (nicht nur im Bezug auf *gender*, sondern auch auf die Relevantsetzung anderer sozialer Kategorien).

Ayaß geht auf viele Debatten ein, ohne nur Studie an Studie zu reihen – und bezieht an einigen Stellen Position, an anderen regt sie zu weiterem Nachdenken an. Ich kann dieses Buch zum Einsatz in soziolinguistischen und soziologischen Seminaren sehr empfehlen.

Eva Voß

Der Traum von Vielfalt

Sünne Andresen/ Mechthild Koreuber/ Dorothea Lüdke (2009) Hg. *Gender und Diversity: Alptraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur ‚Modernisierung‘ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik*. Wiesbaden: VS-Verlag (260 S., 34,90 Euro).

Seit fast zwei Jahrzehnten ist *Gender Mainstreaming* als Strategie zur Herstellung von Chancen- und Ergebnisgleichheit von Frauen und Männern in der (inter-)nationalen Politik präsent und hat sowohl in der Wissenschaft als auch in der praktischen Gleichstellungsarbeit zahlreiche Anhänger_innen wie auch prominente Gegner_innen hervorgebracht. Die Grenzlinie der kontroversen Auseinandersetzung verläuft dabei zum einen zwischen Theoretiker_innen, denen das Konzept nicht radikal genug ist und Praktiker_innen, die auf konkrete Anwendbarkeit und Transfer setzen. Zum anderen haben sich auch innerhalb der theoretischen Diskurse unterschiedliche Positionen herausgebildet, die von gleichheits- und differenztheoretischen bis hin zu dekonstruktivistischen Annahmen reichen. Der Erfahrungsaustausch zwischen Praktiker_innen hat hingegen so gut wie keine (wissenschaftliche) Vertiefung gefunden, so dass noch immer fundierte Aussagen über den tatsächlichen Mehrwert der Strategie und die Rückbindung an das theoretische Gerüst ausstehen.

Diesen wenigen praktischen Umsetzungserfahrungen (und deren noch unzureichender Analyse) auf der einen Seite steht eine spürbare Ermüdungserscheinung auf der Seite der wissenschaftlichen Reflexion gegenüber, die sich darin äußert, dass immer stärker nach einer Weiterführung von Gender und Gender Mainstreaming gesucht und die Frage aufgeworfen wird, was nach *sex* und *gender* eigentlich überhaupt noch kommen soll. Jüngste Veröffentlichungen (vgl. dazu beispielsweise den von Rita Casale 2008 herausgegebenen Sammelband *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung* oder den von Esther Donat 2009 herausgegebenen Band: *„Nie wieder Sex“: Geschlechterforschung am Ende des Geschlechts*) stellen sogar die gesamte Fachrichtung der Gender Studies kritisch in Frage, müssen aber nach eingehender Debatte feststellen, dass selbige noch lange nicht ihr volles Potenzial ausgeschöpft hat. Betrachtet man nämlich die gesellschaftliche Realität, die momentan zwischen ‚Eva-Prinzip‘ und ‚Feuchtgebieten‘ ihre eigene Mitte ergründet, so wird deutlich, dass die Sinnsuche in den Gender Studies möglicherweise mit der Frage nach besserer Anschlussfähigkeit an die Praxis zusammenhängt, die sowohl über einen Diskriminierungs- als auch über einen Individualisierungsdiskurs hinausgeht.

Die Frage, wie der Brückenschlag zu anderen, ebenfalls relevanten gesellschaftlichen Themen wie demografischen Wandel, Migration oder Religion gelingen kann, lässt sich möglicherweise mit dem ursprünglich aus den USA

stammenden *diversity*-Konzept beantworten. Dieses setzt darauf, dass Menschen nicht allein Frauen oder Männer sind, sondern sich durch persönliche Dispositionen, innere (wie Alter, Geschlecht, Hautfarbe, Behinderung, sexuelle Orientierung, soziale und nationale Herkunft,) und äußere, wandelbare Merkmale (z.B. Familienstand, Berufserfahrung, Religionszugehörigkeit) sowie organisationale Dimensionen (Status und Dauer der Zugehörigkeit in einer Organisation) voneinander unterscheiden und zwar nicht nur zwischen den Genus-Gruppen, sondern vor allem innerhalb derselben. Die Erkenntnis der menschlichen Verschiedenheit und ihrer nachdrücklichen Förderung ist an sich kein neuer Zugang zu Gleichstellungs- oder Antidiskriminierungsfragen, sondern wurzelt unter anderem in der Personalentwicklungspolitik von Unternehmen, die in den 1970/80er Jahren in den USA entstanden ist (*Diversity Management*).

Neu daran ist, wie schnell sich das Konzept im feministischen Theoriediskurs zu einem veritablen Stein des Anstoßes respektive Meilenstein entwickelt hat. Während die einen die gerölllawinenartige Überlagerung des Gender-Themas durch *Diversity* befürchten, sehen andere darin wiederum die Chance, den steinigigen Gleichstellungsweg freier für eine sachbezogene Beschäftigung mit Geschlechtergerechtigkeit zu machen. In jedem Fall aber belebt diese potentiell als Konkurrenz empfundene Situation das ‚Geschäft‘ – wie nicht zuletzt die im Jahr 2006 an der Freien Universität Berlin abgehaltene Tagung *Gender und Diversity: Alptraum oder Traumpaar?* und die daraus entstandene vorliegende Veröffentlichung zeigt. Darin beschäftigen sich mehrere namhafte Autor_innen mit den Optionen einer Zu-, Über- und Unterordnung von Gender und *Diversity*.

Neben zwei einleitenden Beiträgen von Dieter Lenzen („Diversity als Herausforderung an eine zukunftsfähige Universität“) und Christine Keitel („Geschlechtergerechtigkeit und männlich dominierte Fachkulturen in Mathematik und Naturwissenschaften“) steigt die inhaltliche Diskussion mit den Artikeln von Tove Soiland („Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik“), Claudia von Braunmühl („Diverse Gender – Gendered Diversity: Eine Gewinn- und- Verlust-Rechnung“) und Barbara Riedmüller/ Dagmar Vinz („Diversity als Herausforderung für die Sozialpolitik“) in die kritische Auseinandersetzung um *Diversity* als Erweiterung des Gender-Ansatzes ein. Die Argumentation dieser Autorinnen bezieht sich kritisch auf ein unterkomplexes Gender-Verständnis, das durch oberflächliche Anwendung eine Abkehr und Zuwendung zu dem vermeintlich umfassenderen Diversity-Konzept zur Folge hat. Vor allem die Reduktion der Strategie des Gender Mainstreaming auf Maßnahmen der Personalentwicklung und Erwerbsstrategien für Frauen – wie es vor allem in der Europäischen Union erfolgt ist – hat dem Konzept erheblich geschadet und zu seiner Nachrangigkeit in einzelnen Organisationen beigetragen. Dabei, so die Begründung, sei Gender Mainstreaming als politische Strategie wesentlich weit reichender und nicht allein auf ökonomischen Nutzen der zu entwickelnden (weiblichen) Human Ressourcen ausgerichtet, wie dies von dem marktorientierten *Diversity*

Management ausgehe. Gerade im Bereich der Sozialpolitik, wie von Riedmüller und Vinz dargelegt wird, fände die *Diversity*-Strategie mangels macht- und herrschaftskritischem Impetus recht schnell ihre Grenzen, da die Herstellung von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern damit nicht aufgedeckt würde.

Anders diskutiert Susanne Schröter („Gender und Diversität. Kulturwissenschaftliche und historische Annäherungen“) die Bedeutung von *Diversity*, das sie als eine Sprosse in der Weiterentwicklung der Emanzipationsbewegung von den 1960er Jahren bis heute liest. Beispielhaft pointiert sie diesen Gedanken an aktuellen Themen wie dem Kopftuchstreit und der Zwangsehe, die darauf verweisen, dass neben der Dimension Geschlecht auch Kultur und Ethnie als zentrale Kategorien einzubeziehen sind, um an den Kern der Ungleichheit vorzudringen.

Aus einer ökonomischen Perspektive betrachten Michael Meuser („Humankapital Gender. Geschlechterpolitik zwischen Ungleichheitssemantik und ökonomischer Logik“) und Günther Vedder („Diversity Management: Grundlagen und Entwicklung im internationalen Vergleich“) die gewachsene Bedeutung von *Diversity Management* für Unternehmen und hinterfragen gleichzeitig, ob diese eher wertschöpfende Ausrichtung von Gleichstellungspolitik auch zum Abbau von Ungleichheit führen wird. Zumindest argumentieren beide, dass es auf den Versuch ankomme, die bislang marginalisierte Gleichstellung(-srhetorik) für einen an Vielfalt orientierten gesamtgesellschaftlichen Diskurs zu öffnen, der sich in vielen Ländern der Welt bereits als erfolgreich erwiesen habe.

Gertraude Krell widmet sich in ihrem Aufsatz („Gender und Diversity: Eine ‚Vernunfteh‘ – Plädoyer für vielfältige Verbindungen“) der spannenden und vielen Verfechter_innen des einen oder anderen Konzeptes besonders wichtigen Frage der Verbindung beider Ansätze. Dabei geht es Krell nicht um eine Bewertung von Gender (Mainstreaming) oder *Diversity (Management)* und damit einer Gewichtung der einen Strategie zu Ungunsten der anderen. Sie zeigt auf, wie die Verknüpfung beider aussehen kann (Gender unter dem Dach von *Diversity*, *Diversity* unter dem Dach von Gender, Gender & *Diversity*) und untersucht, wie sich die zwischen Wissenschaft und Praxis ausnehmenden Unterschiede auswirken. Ihr Artikel zeigt damit vorbildhaft, wie ein Anschluss beider Konzepte aneinander gelingen und so beide voneinander profitieren können.

Beate Rudolf („Gender und Diversity als rechtliche Kategorien: Verbindungslinien, Konfliktfelder und Perspektiven“) und Sigrid Schmitz („Gender und Diversity treffen Naturwissenschaften und Technik“) befassen sich in ihren Beiträgen jeweils mit den spezifischen Auswirkungen von Gender und *Diversity*-Ansätzen innerhalb ihrer fachlichen Disziplinen, d.h. Rudolf in der Rechtswissenschaft mit der Genese von Gender und *Diversity* in (internationalen) Rechtstexten, Schmitz wiederum in der Biologie mit der Herausarbeitung von Gender als relevanter Parameter für *Diversity* in geschlechtlich kodierten Produktionsprozessen von Wissenschaft.

Gegenstand der Ausführungen von Debra Meyerson und Deborah Kolb („Moving Out of the ‚Armchair‘: Developing a Framework to Bridge the Gap Between Feminist Theory and Practice“) und Susan Meriläinen, Keijo Räsänen und Saija Katila („Autonomous Renewal of Gendered Practices: Interventions

and their Pre-conditions at an Academic Workplace“) sind Selbstversuche in den eigenen Arbeitskontexten. Hierbei soll herausgefunden werden, ob mit den gewählten genderzentrierten Forschungsprojekten konkrete Organisationsveränderungen in den vorhandenen Arbeitsbeziehungen und -kulturen etabliert werden können. Obgleich diese Experimente nur bedingt erfolgreich im Sinne der Zielsetzung waren, haben sie doch zu einem gewissen Bewusstseinswandel und Austausch zur Thematik der Geschlechter(un)gerechtigkeit in den lokalen Untersuchungsfeldern geführt.

Andrea Löther fokussiert in ihrem den Sammelband abschließenden Beitrag die Messbarkeit von Gleichstellungspolitik und Gleichstellungsmaßnahmen im Handlungsfeld Hochschule. Dabei kommt sie nach Vorstellung der einzelnen Qualitätsentwicklungs- und Sicherungsverfahren (Indikatorenbildung, Monitoring, Controlling, Evaluation) zu dem Ergebnis, dass keines der betrachteten Verfahren allein zur validen Herstellung von Aussagen über die Qualität von Gleichstellungsmaßnahmen ausreiche, sondern eine Mischform aus verschiedenen Elementen und eine Kontextualisierung der anzuwendenden Instrumente nötig sei.

Insgesamt greift der Sammelband eine Bandbreite an Themen auf, die zwar nicht immer eindeutig im Zusammenhang mit der eingangs formulierten Frage nach der Verbindung von Gender und *Diversity* stehen, aber genau dadurch auch die Komplexität der Forschungslandschaft zu beiden Themenbereichen demonstrieren. Alle Beiträge gehen auf eine überaus positive Weise mit den Spannungen im Arbeits- und Forschungsfeld der Gleichstellung um und bereichern mit ihren vielfältigen Herangehensweisen den Dialog zwischen den Disziplinen einerseits und zwischen den Vertreter_innen der einzelnen Konzepte andererseits. Das Buch ist ein Lehrstück wissenschaftlicher Innovation, da es Diversität nicht nur beschreibt, sondern selbst auch durch die unterschiedlich gewählten Zugänge zum Thema ausstrahlt. Da es aktuell noch viel zu wenige fruchtbare Diskussionen über einen beiderseitigen Anschluss von Gender und *Diversity* im deutschsprachigen Raum gibt, wäre es wünschenswert, wenn dieser Sammelband den Ausgangspunkt zu weiteren kritisch konstruktiven Auseinandersetzungen markierte.

